Der Stürmer

Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit

HERAUSGEBER: JULIUS STREICHER

Nummer 14	Erscheint wöchentl. Einzel-Nr. **20** Pfg. Bezugspreis monatlich **84** Pfg. zuzüglich Postbestellgeld. Bestellungen bei dem Briefträger oder der zuständ. Postanstalt. Nachbestellungen a. d. Verlag. Schluß der Anzeigenannahme 14 Tage vor Erscheinen. Preis für Geschäfts-Anz.: Die ca. 22 mm breite, 1 mm hohe Raum-Zeile im Anzeigenteil –.75 RM.	Nürnberg, 3. April 1941	Verlag: Der Stürmer, Julius Streicher, Nürnberg-A, Pfannenschmiedsgasse 19. Postscheckkonto Amt Nürnberg Nr. 105. Schriftleitung Nürnberg-A, Pfannenschmiedsgasse 19. Fernsprecher 21872. Schriftleitungsschluß: Freitag (nachmittags). Briefanschrift: Nürnberg 2, Schließfach 393.	19. Jahr 1941

Englisch-jüdisches Bündnis

Der Rabbiner Perlzweig und seine Sendung

Seit Jahrzehnten hat der Stürmer aus der Judenpresse aller Welt die Zeugnisse zusammengetragen, in denen Juden und verjudete Engländer in zynischer Offenheit die Vernichtung aller Judengegner und die Aufrichtung der jüdischen Weltherrschaft gefordert haben. Wer heute die Wahrheit wissen will, braucht nur die Selbstbekenntnisse des Judentums in der Presse der angelsächsischen Länder zu verfolgen. Besonders aufschlußreich ist dabei das Wirken eines Rabbiners, der zu den führenden Persönlichkeiten des jüdischen Weltkongresses gehört. Er heißt Maurice L. **Perlzweig** und wurde der Oeffentlichkeit bekannt, als er im Oktober 1940 im Auftrag des Churchill-Ministers **Greenwood** dem Exekutiv-Ausschuß des jüdischen Weltkongresses in Neuyork eine offizielle Botschaft der britischen Regierung überbrachte. Daß man in London unter den vielen Juden Englands ausgerechnet auf Perlzweig kam, beweist seine jahrelange Zusammenarbeit mit den Männern um Churchill. Perlzweig hat schon vor fünf Jahren auf dem in Genf tagenden jüdischen Weltkongreß erklärt:

„Engländer und Juden sind unwiderruflich in einer gemeinsamen, ehrenvollen Aufgabe verbunden."

Von dieser Zeit an hat Perlzweig in weitestem Ausmaße die Kriegshetze gegen Deutschland und Italien betrieben und dabei auch die Freimaurerei als Hilfskraft im Kampf gegen die Wahrheit herangezogen. Am 7. Dezember 1940 schrieb dieser Rabbiner in der englischen Judenzeitung **„The Jewish Times"**:

„Wir wissen, daß, solange der Nazismus nicht vernichtet sein wird, die Juden nicht nur in Deutschland, sondern auch in Holland, Rumänien, in den skandinavischen Ländern, in Jugoslawien und Südamerika keine Lebensmöglichkeiten haben werden. Die Stellung der Juden zum Krieg ist klar. Wir Juden sind ganz und gar auf der Seite der verbündeten Völker (d. h. England!)"

Daß sich die Juden diese Erklärung für die englische Plutokratie mit entsprechenden Zusagen der Londoner Regierung bezahlen ließen, ist selbstverständlich. In der Greenwood-Botschaft, deren Ueberbringer Perlzweig wurde, ist darüber gesagt:

„Das tragische Schicksal der jüdischen Opfer deutscher Tyrannei hat uns alle (d. h. die Londoner Plutokraten!) immer mit tiefer Bewegung erfüllt. Heute hat diese unheilvolle Macht das letzte Bollwerk der Freiheit Europas herausgefordert. Wenn wir erst den Sieg errungen haben, der bestimmt unser ist, dann werden wir in einer neuen Weltordnung die Ideale der Gerechtigkeit und des Friedens verwirklichen. In diesem Neubau der Gesellschaft sollen und werden die Juden in jedem Lande Freiheit und volle Gerechtigkeit neben jedem anderen Bürger vor dem Gesetze haben."

So lautet die in der jüdischen Weltpresse abgedruckte Botschaft des Ministers Arthur Greenwood, die dieser durch den

Nach altem Rezept



Humanität vor die Kanonen!
Nicht Frauen und nicht Kinder schonen!
Schreit England heut in irrem Wahn –
Und ruft die Mordgier auf den Plan.

Aus dem Inhalt

Die Juden sind unser Unglück!

Rabbiner Perlzweig nach Neuyork bringen ließ. Die Juden haben daraufhin in ihrem Blatte „The Jewish Chronicle" vom 11. Oktober 1940 mit wärmstem Dank geantwortet. Schon einmal, als England im Weltkriegsjahr 1917 in große Bedrängnis gekommen war, hatte man in der sogenannten Balfour-Erklärung die Hilfe des Weltjudentums dadurch erbettelt, daß man ihm Palästina zusicherte. Jetzt, wo England vor der wohlverdienten Abrechnung steht, begnügen sich die Juden aber nicht mehr mit Palästina. Jetzt müssen ihnen Churchill und Genossen die volle Macht geben!

Und so verkündete der gleiche Rabbiner Perlzweig auf einer Tagung der jüdischen Föderation in Atlanta am 4. Februar 1941 im Namen der britischen Regierung und des französischen Judenknechtes de Gaulle, die Juden Deutschlands und der anderen Länder Europas würden wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden.

Die Welt weiß jedoch, daß zwischen den Haßträumen der Juden und ihrer Verwirklichung das deutsche Schwert liegt, dessen siegreiche Schläge Judas willigsten Knecht, England, zur rechten Zeit treffen und vernichten werden.

Dr. G.

Englische Pläne in Jerusalem

Jerusalem war die Hauptstadt des jüdischen Reiches. Jerusalem sollte der Mittelpunkt des jüdischen Weltreiches werden. Das liegt bereits in der Bedeutung des Namens der jüdischen Metropole enthalten. Jerusalem ist „Ir Schalom", d. h. die Friedensstadt, die Stadt des jüdischen Friedens, der der ganzen Welt auferlegt werden soll. In den dauernden Kämpfen zwischen dem jüdischen Volk und den asiatischen Weltreichen siegten jedesmal die Juden. Die Völker der hohen Kulturen gingen unter. Nur ein Reich konnte mit den Juden fertig werden: Es war das Römische Weltreich. Im Jahre 70 nach Christi Geburt wurde das jüdische Reich zerstört, Jerusalem dem Erdboden gleichgemacht, die Juden ausgerottet oder in die Sklaverei verkauft. Im Römischen Reich überall verstreut, arbeiteten sie nun daran, das Imperium zu untergraben und dem Zusammensturz entgegenzuführen. Roms Sieg war nur ein scheinbarer. Das Römerreich zerbrach.

Die Juden aber lebten weiter. Sie bauten sich eine Mauer zu ihrem Schutz, den Talmud, ein geistiges Ghetto, in dem sie ungestört ihrer Politik nachgehen konnten. Und diese Politik war eine Politik auf lange Sicht. Sie hielten an ihrem Traume fest: die Welt zu beherrschen. In diesem Streben wurden sie auch durch ihren Glauben unterstützt. Ihre „Religion" verspricht ihnen ja die Weltherrschaft. „Zion", die Burg in Jerusalem und der „Tempel" Jehovas wurden die beiden Sinnbilder, in denen sich ihr Weltmachtsstreben konzentrierte. Diese Einstellung der jüdischen Geister auf „Zion" nahm im „Zionismus" greifbare Formen an. Als Zionisten bezeichnet man alle Juden, die in Palästina einen rein jüdischen Staat errichten wollen, der, wie ihre „Religion" vorschreibt, das Mutterland aller jüdischen Kolonien auf dem Weltall werden soll.

Die politischen Ziele des Zionismus fanden bald in England einen günstigen Nährboden. Im Jahre 1800 schrieb der Engländer Thomas Witherby, daß die „Vorurteile" gegen die Juden zwar abnehmen, aber immer noch stark wären. Er prophezeite die Rückkehr der Juden in „ihr" Land Palästina, die nach seiner Meinung von den protestantischen Mächten (er meinte damit England) bewerkstelligt würde.

Im Jahre 1840 schrieb die englische Zeitung „Globe", daß man die Tatsache der jüdischen Rückwanderung nach Palästina nicht dazu benützen dürfe, um ihre Rechte als Staatsbürger anderer Länder zu schmälern.

Lord Shaftesbury schrieb im Jahre 1838 von seinem Plan, das alte Jerusalem wieder aufzubauen. Er sagte wörtlich: „Die alte Stadt des von Gott erwählten Volkes soll wieder einen Platz unter den Völkern einnehmen." Später setzten zwei Engländer, nämlich Edward Cazalet und Lawrence Oliphant die für den Zionismus vorbereitende Tätigkeit fort. Lawrence, der mit indischen Staatsangelegenheiten zu tun hatte, reiste 1879 nach dem Orient und versuchte seinen Plan, Palästina mit Juden zu besiedeln, in Konstantinopel, der Hauptstadt des türkischen Reiches, zu fördern.

Die große Londoner Zeitung „The Times" hatte bereits in ihrer Nummer vom 17. August 1846 (also vor fast hundert Jahren) dem Gedanken des Judenstaates in Palästina einen Artikel gewidmet. Die zionistischen Romane des englischen Staatsjuden Benjamin Disraeli sind bekannt. Auch der Roman „Daniel Deronda" von Georges Elliot sollte dazu dienen, dem Verständnis für den Zionismus den Weg zu bahnen.

Während des Weltkrieges hielten die Juden ihre Zeit für gekommen. Sie ließen sich in der sogenannten „Balfour-Erklärung" den künftigen Judenstaat in Palästina von der englischen Regierung garantieren. Die letzten zwanzig Jahre bedeuteten eine blutige Leidenszeit für die arabische Bevölkerung in Palästina, die nicht gewillt war, den jüdischen Einwandererströmen ohne Kampf zu weichen. Der Sieg der deutschen und italienischen Waffen wird auch den unterdrückten Arabern die Freiheit bringen. Damit aber alle Träume einer jüdischen Weltherrschaft, wie sie im Zionismus geplant sind, zerschlagen werden, ist es nötig, daß alle nichtjüdischen Völker auf der Erde erwachen und sich den Welträubern Jehovas gegenüber ernsthaft zur Wehr setzen.

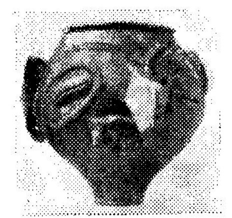
Dr. H. E.

Die Juden waren sich immer gleich

Eine Judenkarikatur aus römischer Zeit

Solange es eine bildende Kunst gibt, gibt es auch Karikaturen. So wurde bei Mainz ein Tongefäß gefunden, das aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. stammt. Es ist das Erzeugnis einer einstigen römischen Töpferwerkstatt. Die römischen Töpfer an Rhein und Donau haben des öfteren auf tönernen Gefäßen menschliche Gesichter geformt, meist aber, ohne die Gesichter zu übertreiben. In diesem Falle aber sind die Augen lediglich durch schräge Schlitze wiedergegeben und die Lippen wulstig gestaltet. Die Ohren stehen weit in den Wind. Ein Ring baumelt an der Nase, die den auffallendsten Teil des ganzen Gesichtes darstellt, weil sie unverhältnismäßig groß und stark verbogen ist.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Schöpfer dieses Gefäßes einen Juden darstellen und durch die Uebertreibung der jüdischen Rassenmerkmale den Eindruck der Lächerlichkeit erwecken wollte. Es gibt im Rheinland




Römisches Tongefäß

(nach Germania Romana, herausgegeben von der römisch-germanischen Kommission, Tafel 89)

aber auch noch andere solcher Gefäße, darunter ganze Tonfiguren ähnlicher Art. Sie stammen aus dem 3. und 4. nachchristlichen Jahrhundert. Wie der Historiker Professor Dr. G. Kittel in Wien in seinem kürzlich erschienenen vierten Band der ausgezeichneten „Forschungen zur Judenfrage" (herausgegeben vom Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland) feststellt, zeigen verschiedene dieser Töpfererzeugnisse ganz unverkennbare jüdische Merkmale.

Diese Judenfiguren aus der Römerzeit am Rhein sind in zweifacher Hinsicht aufschlußreich. Zunächst beweisen sie, daß es am Rhein mindestens schon im 3. und 4. Jahrhundert Juden gegeben hat. Dies bestätigen auch die geschichtlichen Aufzeichnungen, aus denen hervorgeht, daß z. B. in Köln schon zu Anfang des 3. Jahrhunderts eine Judengemeinde vorhanden war. Aus dem Ende des 4. Jahrhunderts haben wir Beweise für die Anwesenheit von Juden in Trier und Nachrichten von jüdischen Niederlassungen am Unterrhein, in Belgien und Britannien.

Die rheinischen Töpfer verewigten diese jüdischen Typen aber nicht zu dem Zwecke, um den Juden ein ehrendes Denkmal zu setzen, sondern um die Häßlichkeit des jüdischen Gesichtes und gleichzeitig des jüdischen Charakters damit anzuprangern. Gewiß hat der Töpfer, der z. B. das Mainzer Gefäß hergestellt hat, übertrieben; aber gerade die Uebertreibung trifft die rassenhaften Merkmale des jüdischen Gesichtes in kennzeichnender Weise. Der Töpfer jener Zeit muß also solche Gesichter gesehen haben, die ihm ekelhaft und widerwärtig waren. Darum hat er sie auf diese Weise karikiert. So ist dieser Topf also auch ein Zeugnis dafür, daß die Juden schon vor vielen Jahrhunderten verachtet und abgelehnt wurden.

Dr. L. Fr.

Judengeist in den Vereinigten Staaten

Die Judenzeitung „The B'nai B'rith Messenger" vom 13. 12. 1940 schreibt, der jüdische Geist sei das Produkt der jüdischen „Religion" und dieser Geist sei der amerikanische Geist. Soweit ist es also schon gekommen, daß die Juden frech heraussagen, Amerika sei vom Judengeist schon so durchdrungen, daß zwischen jüdischem und amerikanischem Geist kein Unterschied mehr bestünde.

Schickt den Stürmer an die Front!

Die Hetzzentrale am Stillen Ozean

Im Sommer 1940 veröffentlichte der Präsident des „Untersuchungsausschusses für die amerikafeindliche Tätigkeit", Herr Dies, in der Zeitung „Liberty" einen Aufsatz, in welchem er behauptete, daß die antijüdische Tätigkeit in keiner Gegend solche Fortschritte mache wie in Kalifornien, an der Küste des Stillen Ozeans.

Warum dies so ist, das zu sagen, hat Herr Dies unterlassen. In Kalifornien befindet sich das Judenparadies Hollywood, wo die Hetzfilme fabriziert werden, die mit dazu beitragen, daß kein Friede in die Welt kommen kann. Man sehe sich nur die Namen der jüdischen Filmsterne an:

Filmname:	richtiger Name:
Eddie Cantor	**Izzi Iskowitz**
Jack Benny	**Jakob Kubelsky**
Charley Chaplin	**Charles Tonstein**
George Bungs	**Nathan Birnbaum**
Ricardo Cortez	**Jakob Krantz**
Paul Muni	**Paul Weisenfreund**
Jackie Coogan	**Jakob Kohn**
Mary Livingstone	**Sadie Marx**
Norma Talmadge	**Norma Jessel**
Constance Cummings	**Constance Levy**
Paulette Goddard	**Paulette Levy**

usw.

Wenn es also jener Herr Dies wirklich ernst meinen sollte mit seiner Befriedungsarbeit, dann greife er kräftig zu: wohin er faßt, er wird immer wieder Juden fassen!



Sämtliche Bilder Stürmer-Archiv

In Amerika machen Neger und Juden die Musik

Der wahre Kriegshetzer ist der Jude!

Weiber des Verbrechens

Können Sara, Rebekka und Rachel unseren Frauen Vorbilder sein?

Von Professor Dr. L. Franz in Leipzig

Die katholische Kirche bedient sich bekanntlich bei der Messe und bei anderen Zeremonien der lateinischen Sprache. Auch bei der Trauung spricht der katholische Priester lateinische Formeln, die das Brautpaar nicht versteht. So wird z. B. der Wunsch ausgedrückt, die Braut möge dem Manne das sein, was **Sara, Rebekka** und **Rachel** gewesen waren. Es werden also Sara, Rebekka und Rachel auch heute noch den Bräuten als Vorbilder gepriesen.

Welche Eigenschaften hatten nun diese drei alttestamentarischen Jüdinnen? Von **Sara** berichtet das erste Buch Mose, daß sie die Frau des Abraham gewesen war. Als die beiden einmal in ein anderes Land kamen, fand König Abimelech Gefallen an der Sara. Der feige Abraham hatte sie dem König gegenüber nämlich nicht als seine Frau, sondern als seine Schwester ausgegeben. Abimelech hielt deshalb Sara für unverheiratet und ließ sie zu sich bringen. Auch von Sara sagt das erste Buch Mose, sie habe ihren Mann als ihren Bruder bezeichnet. Dem Abimelech aber offenbarte, so sagt das Alte Testament, Gott im Traume, daß Sara eines Mannes Eheweib sei. Daraufhin gab der König die Frau sofort dem Abraham zurück und beschenkte ihn obendrein mit Schafen und Rindern, Knechten und Mägden.

Diese lügnerische und ehrvergessene Sara wird also in der Trauungsformel der katholischen Kirche heute noch als nachahmenswertes Beispiel hingestellt. In einem Weibe wie Sara aber kann eine Braut alles ...her als ein Vorbild sehen.

Als zweite Jüdin wird in den lateinischen Formeln bei der katholischen Eheschließung der jungen Braut die **Rebekka** als Vorbild genannt. Was hat nun Rebekka beispielhaftes getan? Auch über sie wird im ersten Buch Mose berichtet. Sie war die Frau von Abrahams Sohn Isaak. Ihr erstgeborener Sohn hieß Esau, der zweite war Jakob. Rebekka liebte den Jakob, der Vater aber den Esau. Als Isaak alt und völlig blind geworden war, wollte er seinen Sohn Esau segnen. Rebekka aber beschloß, ihrem zweitgeborenen Sohn Jakob den Segen und damit die Rechte des Erstgeborenen zu verschaffen. Zu diesem Zwecke zog sie dem Jakob die Kleider Esaus an und umwickelte seine Hände mit einem Ziegenfell, um damit Esaus behaarten Körper vorzutäuschen, falls der blinde Vater den Sohn betasten sollte. Die Täuschung der alten Jüdin gelang. Der Blinde sagte zwar, die Stimme sei nicht Esaus Stimme, aber die Hände seien zweifellos die seines Erstgeborenen. So sprach er denn über Jakob den feierlichen Segen:

„Völker müssen dir dienen und Leute müssen dir zu Fuße fallen; sei ein Herr über deine Brüder und deiner Mutter Kinder müssen dir zu Fuße fallen; verflucht sei, wer dir flucht, gesegnet sei, wer dich segnet."

So hatte also Isaak seine Nachfolge nicht an den vergeben, dem sie zugedacht war, sondern an seinen zweiten Sohn. Der alte, blinde Mann war glatt betrogen worden. Die Anstifterin dieses Betruges aber war jene Rebekka, die in der katholischen Trauungsformel auch heute noch deutschen Frauen als nachahmenswertes Beispiel von „Klugheit" hingestellt wird. Auch die Einwände, es handle sich hier um historische Ueberlieferungen usw., ändern nichts an der Sachlage, daß diese „beispielhafte" Rebekka ihren erstgeborenen Sohn schnöde hereingelegt und einen richtiggehenden Erbschaftsschwindel begangen hat.

Und was hat nun **Rachel** geleistet, die in der heute noch gültigen Trauungsformel der katholischen Kirche ebenfalls als Beispiel hingestellt wird? Rachel war die Tochter Labans. Um sie zu erwerben, diente Isaaks Sohn Jakob sieben Jahre lang bei ihrem Vater. Zum Danke dafür erhielt Jakob allerdings dann nicht, wie ausgemacht war, die schöne Rachel, sondern deren ältere Schwester, die häßliche Lea. Jakob, der Sohn der Betrügerin Rebekka, ließ es sich nun nicht gefallen, daß ihn sein Schwiegervater betrog. (Eine feine Familie!) Nachdem er nun abermals sieben Jahre bei Laban gedient hatte, erhielt er dann doch die Rachel, sodaß er nun zwei Frauen hatte. Durch einen Trick entlockte er seinem Schwiegervater viel Vieh und suchte dann mit seinen beiden Frauen, seinem Gesinde und seinen Besitztümern das Weite. Vorher aber stahl die Rachel die Götzen ihres Vaters. Als Laban die Geflohenen einholte und überall nach seinen Götzen suchte, legte Rachel ihre Diebesware unter den Kamelsattel und setzte sich darauf, sodaß Laban sie nicht fand.

Und diese Rachel wird in der katholischen Trauungsformel auch heute noch als Beispiel hingestellt!

Wir fassen zusammen: **Sara** war eine Lügnerin, die ihren eigenen Mann verleugnete; **Rebekka** eine Betrügerin, die einen raffinierten Erbschaftsschwindel beging; **Rachel** eine Diebin, die ihren eigenen Vater bestahl.

Und nun fragen wir: Wie würde das deutsche Familien- und Eheleben aussehen, wenn sich deutsche Frauen wirklich Sara, Rebekka und Rachel zum Vorbild nähmen?

Halbjude Max Scheler

Ein Philosoph der Zersetzung

Einem Philosophen ist eine erhabene Rolle zugeteilt. Er soll die Werkzeuge des menschlichen Geistes, die Begriffe, auf ihre Wahrheit nachprüfen. Er soll alle Erfahrungen weiterdenken und eine abgerundete Weltanschauung aufbauen, mit der sich der Mensch in der Welt wohnlich einrichten kann. Der Philosoph soll der Führer der Geister sein.

Bei der großen Bedeutung der Philosophie ist es verständlich, daß der Jude schon im Altertum, besonders aber in der Neuzeit nach seiner famosen „Emanzipation" darnach strebte, in der Philosophie zu einer führenden Stellung zu kommen. Es ist grauenvoll, festzustellen, wie weit diese Königin aller Wissenschaften mit jüdischem Gedankengut durchdrungen wurde, wieviele Juden sich auf das Philosophen-Katheder hinaufschwangen. Ein polnischer Jude, **Henri Bergson,** beherrschte die französische Philosophie, ein **Cohen** suchte den großen Königsberger Kant jüdisch umzudenken, ein **Edmund Husserl** suchte mit seiner „Phänomenologie" die Geister zu verwirren. In diese Reihe der jüdischen Philosophen der Letztzeit gehört auch der „katholische" Philosoph **Max Scheler.** Er wurde 1874 in München geboren und starb 1928 in Frankfurt am Main. Der Jude Heinrich **Berl** nennt Max Scheler in der Zeitschrift „Menorah" (Heft Juli/August 1932) **„eine seltsame Mischung einer jüdischen Schauspielerin und eines bayerischen Oberförsters, eine der rätselvollsten, gefährlichsten Mischungen, die am Abendhimmel der europäischen Philosophie meteorartig auf- und untergegangen ist".** Aus dieser Blutmischung ergibt sich auch Schelers Schwanken zwischen dem katholischen Glauben und einer jüdisch orientierten, zersetzenden Metaphysik. Seine blutmäßige innere Zerrissenheit machte ihn immer haltloser, so daß er in späteren Jahren zur Beruhigung seiner Nerven zum Morphium griff. Der Morphinismus ist gewiß keine Empfehlung für das Gedankensystem eines Philosophen. Max Scheler rückte von der Lehre des offiziellen Kirchenphilosophen Thomas von Aquino immer weiter ab. **„Einem anderen liegen die Griechen näher, mir die jüdischen Propheten",** sagte er zu dem oben erwähnten Juden Heinrich Berl zum Abschied vor seinem Tode.

Der Bastard Max Scheler ist ein neuer Beweis dafür, daß sich in Halbjuden die Stimme des jüdischen Blutes immer wieder zur Herrschaft durchringt.

Für alle Studenten und Forscher der Wissenschaft der Philosophie ergibt sich in der Zeit des Aufbruchs und integralen Durchbruchs des deutschen Geistes die wichtige Aufgabe, jüdische und halbjüdische Philosophen als solche herauszustellen und zu brandmarken. Nur wenn das geschieht, kann eine Geschichte der deutschen und arischen Philosophie, die im Brennpunkte der Weltphilosophie steht, geschrieben werden. Ceterum censeo, ideas Judaeorum esse delendas (Jüdische Gedanken müssen unbedingt ausgeschaltet werden).

Dr. H. E.

Die Judenfrage in Frankreich

In dem französisch sprechenden Teil der Schweiz verfolgt man mit großer Aufmerksamkeit die Vorgänge in Frankreich. Auch die Behandlung der Judenfrage durch die Regierung Pétain erregt große Beachtung. So konnte man in der „Gazette de Lausanne" (29. 9. 40) folgende Zuschrift lesen:

„Wir erhalten den folgenden Brief:

„Mein Herr, Sie haben auf der ersten Seite Ihrer Zeitung, die ich eifrig lese, von Herrn H.-L. Miéville einen Artikel erscheinen lassen, der einiges Kommentar verdient.

Der Verfasser kritisiert lebhaft die gegenwärtige Stellung der französischen Regierung gegenüber der ewigen jüdischen Frage. Nach meiner Ansicht vergißt man zu sehr, daß es die Juden selbst sind, die die Völker zwingen, diese Frage immer wieder aufzugreifen. Im Jahre 1927 befand ich mich in Wien. Dieses Land hatte sich von der Not des Krieges nicht wieder erholt. Die Inflation war vorüber und fast jedermann ruiniert, ausgenommen die Juden, die in der Bank, in der Industrie florierten und in der Universität, wo 80 Prozent der Studenten und der Zöglinge Juden waren. Die österreichischen Familien aber konnten die hohen Studiengelder auf die Dauer nicht aufbringen. Das Problem war gestellt, die Reaktion sollte kommen. Die Juden begriffen es nicht. Ich sage es mit Betrübnis, die Juden begreifen es niemals.

1935 war ich in Paris, um meine Studien zu vervollkommnen. Die Franzosen waren keine Antisemiten. Die Franzosen gaben sich noch ganz in ihrer natürlichen Gemütsart und kein Volk ist gegen Fremde gastlicher und freundlicher. Aber man fühlte schon, daß die Juden auf Grund einer Neigung, die ich als verhängnisvoll, geheimnisvoll und vielleicht als übernatürlich betrachte, die Franzosen nötigten zu reagieren. Wer von uns, in der romanischen Schweiz, ist nicht betroffen und schmerzlich berührt gewesen bei der Unterwerfung Frankreichs unter die Regierung des Herrn Léon Blum, der in den meisten seiner Verwaltungsstellen von einer so großen Anzahl von Juden umgeben war, daß man versuchen mußte, darüber zu lachen, um nicht darüber weinen zu müssen. Laßt uns nur an die Verjudung der Presse (siehe z. B. die Redaktion des „Populaire") erinnern. Heute, beim Lesen des Textes des von Marschall Pétain herausgegebenen Gesetzes sage ich: Man muß die Mäßigung eines solchen Gesetzes bewundern; der französische Jude oder der ausländische, der sich seit kurzer Zeit (und um was da zu tun?) auf französischem Boden eingenistet hat, muß ihm dankbar sein. Wenn er verstünde, sich dem zu unterwerfen, würde er dem Zorn des Volkes entgehen."

gez. Dr. Marcel."

Der Briefschreiber, Herr Dr. Marcel, ist sicherlich bemüht, zu erkennen, daß es eine Judenfrage gibt, die gelöst werden muß. Hätte er seit Jahren den Stürmer gelesen, dann würde für ihn der Jude kein „Geheimnis" mehr sein und auch die jüdische „Uebernatürlichkeit" hätte dann in seinem Gehirn schon längst einem klaren Wissen von dem organisierten jüdischen Verbrechertum Platz gemacht.

Die ersten Juden in Island

Die jüdische Zeitung „The Sentinel" (Chicago) vom 12. Dezember 1940 berichtet, daß in Island 50 aus Deutschland geflüchtete Juden eingetroffen seien. Diese Meldung ist deshalb so bemerkenswert, weil auf der zu Dänemark gehörenden großen Nordinsel Juden bisher keinen Zutritt erhielten. Weil sich die Isländer vom Juden immer freigehalten hatten, konnten sie ein Hort sein für die Pflege altgermanischer Sitten herein bis in die Gegenwart. Im Frühjahr 1940 besetzten die Engländer Island und mit ihnen kamen auch ihre Freunde, die Juden, ins Land. Und mit den Engländern und ihren Juden kam das Unglück nach Island.

Nicht durch den Juden findet irgendein Fortschritt der Menschheit statt, sondern trotz ihm.

(Adolf Hitler „Mein Kampf" Seite 332



Stürmer-Archiv

Überall hat der Stürmer seine Freunde

Wer gegen den Juden kämpft, ringt mit dem Teufel! Streicher

Ihre neue Heimat

Briefe von ausgewanderten Juden

Südamerika ist das Wanderziel vieler Juden geworden. Und tatsächlich sind einige Staaten Lateinamerikas mit Emigranten aus Europa so sehr überschwemmt, daß sie der weiteren Zuwanderung einen „Riegel" vorschieben mußten.

Das Prager „Jüdische Nachrichtenblatt" vom 17. Januar 1941 veröffentlicht zwei Briefe einer Jüdin, die sich mit Mann und Kind in Ecuador niedergelassen hat. Der Mann war Großkaufmann in Prag gewesen. Die Frau hatte mit dem Kind und dem Haushalt ihre Hauptbeschäftigung gefunden. In den beiden Briefen schildert sie, wie sie sich in der neuen „Heimat" häuslich eingerichtet hat. Sie schrieb an ihre Rassengenossen in Prag:

„Quito, 15. IX. 1940.

.... Mein Mann beabsichtigt mit einem Teilhaber eine Fabrik zur Erzeugung von Drahtgeflechten zu errichten. Sie ist bereits vom Staate bewilligt, die Gebäude in Ambato sind bereits fertig, nur die Maschinen fehlen noch. Der Erzeuger in USA. hat um Verlängerung der Lieferungsfrist ersucht, da er die Maschinen angeblich nicht so schnell herstellen kann; so rechnen wir, wenn es gut geht, mit Beginn der Arbeit Anfang Dezember.

Bis dahin haben wir also noch Zeit in Quito zu bleiben. Mir ist es auch ganz recht so, weil ich jetzt anfange ein wenig zu verdienen. Mein Konservatoriumsstudium war doch nicht umsonst gewesen — ich habe wieder einen neuen Schüler — also vier im ganzen. Außerdem habe ich zweimal in der Woche „Radio-Audition", eine Nummer im Radiokonzertsaal, die mir 100 Sucres monatlich einbringt. Ich verdiene also inkl. des vermieteten Zimmers den ganzen Betrag für die Miete. So brauchen wir nur für das Essen noch Geld aufzubringen. Allerdings werde ich 30 Sucres monatlich Schulgeld für Gerti zahlen müssen. Ich bemühe mich, dem Direktor und gleichzeitigen Inhaber der Schule einzureden, auch Musikstunden einzuführen, damit er mich anstellt und ich kein Schulgeld bar zu zahlen brauche.

Unser Untermieter und andere Bekannte raten uns, nach Chile weiter zu wandern, uns jedoch gefällt es hier sehr gut.

Momentan schreibt das Gesetz ein Landungsgeld von mindestens 5 000 Dollars vor — allerdings erhält man sofort die Bewilligung zur Einreise. Der Hamburger Konsul wird von der hiesigen Regierung aufgefordert, das Visum zu erteilen, sobald man bei der hiesigen Banco Central den angeführten Betrag erlegt. Es ist mir auch bekannt, daß das Depot an den Eigentümer in Dollar rückgezahlt wird, falls die Einreise aus irgendwelchen Gründen unterbleibt.

An meiner Türe habe ich ein Schild angebracht: „Juana Spitz, profesora de piano."

Weil es hier keinen eigentlichen Briefträger gibt und sehr viele Briefe verloren gehen, haben wir einfach ein Postfach gemietet....

Quito, 3. X. 1940.

Seit unserer letzten Nachricht haben wir wieder neue Verbindungen angeknüpft. Seit gestern bin ich mit Frau R. und Herrn H. — beide sind Emigranten — als „Trio clasico" bei der größten und neuesten Radiostation — „Radio Quito" — angestellt. Bei der feierlichen Einweihung der Station war auch der Vertreter des Staatspräsidenten nebst 60 anderen Honorationen zugegen... Heute sind wir in der Zeitung groß angekündigt — ich werde u. a. die hier sehr beliebte Mondschein Sonate — „Claro de Luna" — spielen. Mein Mann, der nun lackieren lernt, aquiriert außerdem für das Radio Reklamen. Da die Hörer hier keine Abgaben zahlen, so muß sich jede Radiostation selbst erhalten. Dies tut sie, indem sie nach nordamerikanischem Muster zwischen alle Musikstücke Reklamen einschiebt. Z. B. meldet der Ansager: „Die Seife X. Y. ist unerreicht!" worauf ich etwa ein Solo zu spielen habe, wonach wiederum ein Schuhputzmittel angepriesen wird. Da das Klavier im Senderaum schlecht ist und ich daher keine Solokonzerte mehr geben will, so hat der Eigentümer der Station bereits eingewilligt, in meiner Wohnung eine Zweigstation zu errichten, woher jeweils die Solokonzerte auf meinem erstklassigen Instrument ausgesendet werden sollen.

Eine unserer Nachbarinnen, die erst kürzlich hier angekommen ist, hat in Prag Kunststopfen gelernt. Sie hat hier sehr viel zu tun. Ein anderer Bekannter ist nach Guayaquil gefahren, teils um dort seinen Lift zu übernehmen, teils um ein neues staatliches Postgebäude zu entwerfen...."

*

Die Briefe zeigen, wie rasch die eingewanderten Juden in der neuen „Heimat" Ecuador Fuß fassen, wie rasch sie Einfluß und Macht bekommen. Kaum sind sie in dem fremden Lande angekommen, da legt Radio-Ecuador ihnen bereits einen Privatsenderaum in ihre Wohnung! Wieviele Angehörige dieses Staates, die bereits seit Generationen dort ansässig sind, werden wohl an die Wand gedrückt, damit die jüdischen Einwanderer zu Brot, Geld und Macht kommen! H. E.



Ein vielsagendes, geschichtlich gewordenes Bild

Im Januar 1939 war der englische Premierminister Chamberlain nach Rom gekommen, um über die Erhaltung des Friedens zu verhandeln. Daß er aber in seinem tiefsten Innern unehrlich war, das sah man ihm an, als er neben dem Grafen Ciano zu Mussolini fuhr. Sprechen nicht aus seinen kalt und teilnahmslos in die Ferne schauenden Augen Gedanken, die das Wissen verbergen, daß England die Achsenmächte nur hinhalten wollte, bis es zum Vernichtungskriege hätte ausholen können!

Ich pflege zu sagen, daß ich ein britischer Untertan bin, aber ich bin zuerst und zumeist ein Jude.

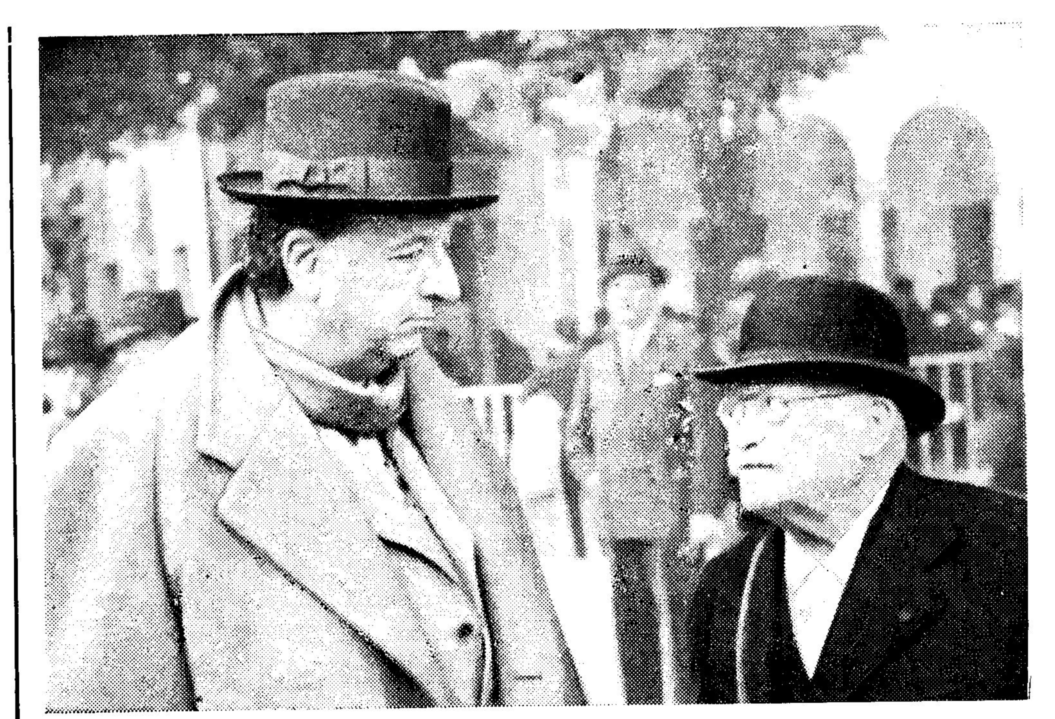
Jud M. J. Wodislawski in „Jewish World" 1. Januar 1909.



Sämtliche Bilder Stürmer-Archiv

Juden hetzten Frankreich in den Krieg

Wie in anderen Ländern, so schürte auch in Frankreich die von den Juden organisierte „Internationale Liga gegen den Rassismus und Antisemitismus" den Haß gegen das neue Deutschland



Maurice de Rothschild und Weil-Pickard

Zwei jüdische Großgauner, die Frankreich in den Krieg hetzen halfen. Nun ist es aber anders gekommen, als sie erwartet hatten.

Ein Volk, das den Juden zum Herrn im Lande macht, geht zu Grunde!



Auch die Augen der Juden weisen besondere Merkmale auf. Ihre Lider sind verdickt und schwammig, die Tränensäcke groß und fett. Der Blick der Juden ist lauernd, kalt und grausam.

Was man dem Stürmer schreibt

Ein aufschlußreiches jüdisches Selbstbekenntnis

... In der Anlage übersende ich ein Schreiben des Juden Max **Ophuls**, ehemals wohnhaft in Berlin-Charlottenburg, das dieser am 15. April 1936 anläßlich einer Reise nach Polen an seinen Rassegenossen Leo **Oppenheimer** in Vaucresson bei Paris sandte. Der interessanteste Satz in diesem Brief lautet:

„Warschau ist eine etwas geheimnisvolle, schon sehr östliche Stadt. Das Judenviertel beweist, daß wir keine Religion, sondern eine Rasse sind und die Köpfe der galizischen Glaubens- bzw. Rassegenossen sind den Profilen assimilierter Staatsbürger weit überlegen an Geistigkeit und Sensibilität".

Hier also bekennt es ein Jude selbst, daß das Judentum nicht als Religion, sondern als Rasse zu betrachten ist.

Heil Hitler!

Karl Ziegler.

*

Ein Schwe.zer schreibt

...Ueber den Juden kann garnicht scharf genug geschrieben werden. Wer die Judenpresse im Ausland, und vor allem ihren Haß gegen alles Deutsche kennt, wird mir dies bestätigen... Hoffentlich wird der Stürmer auch bald in der Schweiz gelesen werden. Dann ist auch für uns die Zeit der Loslösung von jüdischer und freimaurerischer Herrschaft angebrochen.

Hans Grob.

*

W:n.i Juden arbeiten müssen

...Auch bei uns in **Brünn** wurden die Juden zu nutzbringender Arbeit — und zwar zum Schneeräumen — herangezogen. Die Juden strengten sich aber keineswegs an und taten bloß so, als ob sie arbeiten würden. Dabei spielten sie eine jämmerliche Komödie vor, um Mitleid bei den „Gois" zu erwecken. ....Daß diese „Arbeit" nicht ohne echt jüdisches Geschrei vonstatten ging, ist verständlich....Zum ersten Male haben die Juden nun kennen gelernt, was es heißt, im Schweiße des Angesichts Nutzbringendes zu schaffen...

Heil Hitler!

Heinrich Michna.

*

Als Aasgeier der Menschheit

...Bei uns in Belgien betätigen sich die Juden immer noch als Hamsterer und Schieber. So hatte zum Beispiel die Polizei davon Kenntnis erhalten, daß der wegen Schleichhandels schon mehrmals vorbestrafte Jude Jaques **Lew**, wohnhaft in Brüssel, Rue Montague-aux-Herbes-Potagères, im Schleichhandel Waren verkaufen wollte. Sie griff ein und beschlagnahmte: 2 Kisten Damenstrümpfe zu je 100 Dutzend, 19 Karton Marmelade, 5 Ballen Anzugstoffe, 35 Ballen weiterer Stoffe, 30 Kisten Fischkonserven, 26 Kisten Sardinen usw. Der Jude wurde verhaftet, während die Waren der belgischen Winterhilfe zugeleitet wurden.

Auch in Belgien hat sich bewahrheitet, was im Stürmer immer wieder vorausgesagt wurde: **„Wer sich mit Juden einläßt, geht an ihnen zugrunde"**. ....Die Juden sind die Aasgeier der Menschheit.

Heil Hitler!

Arbeitsmann **W. Sch.**

*

Ganz Israel bürgt für einander

Lieber Stürmer!

Der beiliegende Brief, den ich den Akten unserer jüdischen Vorgängerfirma entnommen habe, belegt wieder einmal das Wort: **Ganz Israel bürgt für einander!** Der Brief wurde von dem Obermeister der Heinrich Stephan-Loge Nr. 4 von Pommern, **Max Neumann** in **Stolp**, am 19. September 1931 an die jüdische Firma Nathan Levy in Breslau gesandt. Er hat folgenden Wortlaut:

„Die Firma D. Loewenthal, Inh. S. Israel, Schlawe, welche sich in Zahlungsschwierigkeiten befindet, teilt uns heute mit, daß Ihre werte Firma bis jetzt die Zustimmung zum Vergleichsverfahren versagt hätte.

Der Inhaber, Herr S. Israel, ist seit Jahren ein sehr geschätztes Mitglied unseres Oldfellow-Ordens und uns allen als ein fleißiger, strebsamer und solider Kaufmann bekannt. Daher wenden wir uns ganz vertrauensvoll an Sie.

Sie dürfen versichert sein, daß Herr J. durch die heutige Wirtschaftslage zu diesem Schritt gezwungen wurde, und daß es ihm sehr schwer gefallen ist, an seine Gläubiger heranzutreten.

Wir hoffen bestimmt, daß Sie dem Mitglied unseres Ordens Ihre geneigte Zustimmung nicht versagen werden und indem wir dieselbe baldigst erwarten, empfehlen wir uns Ihnen

hochachtungsvoll

....."

So also setzten sich die Juden für ihre Rassegenossen ein. Die Heinrich-Stephan-Loge hatte demnach keine andere Aufgabe, als betrügerischen Juden, die in Schwierigkeiten geraten waren, zu helfen.

Heil Hitler!

Hans Kubla.

*

Volk der Bastarde

....Gerade bei der französischen Bevölkerung sieht man am besten, wie ein Volk wertlos werden kann, wenn es die naturgegebenen Rassegesetze nicht anerkennt. Das französische Volk sah seine Zukunft im Neger. Die Folgen dieser Einstellung zeigen sich heute in Gestalt der komischsten und merkwürdigsten Bastarde.

Heil Hitler!

Uffz. **B. S.**

Der Kriegshetzer

„So ist der Jude heute der große Hetzer zur restlosen Zerstörung Deutschlands. Wo immer wir in der Welt Angriffe gegen Deutschland lesen, sind die Juden ihre Fabrikanten, gleich wie auch im Frieden und während des Krieges die jüdische Börsen- und Marxistenpresse den Haß gegen Deutschland planmäßig schürte, so lange, bis Staat um Staat die Neutralität aufgab und unter Verzicht auf die wahren Interessen der Völker in den Dienst der Weltkriegskoalition eintrat."

Adolf Hitler, „Mein Kampf", Seite 703.

Was wir dazu sagen

Gedanken zum Weltgeschehen

Der Judenknecht

Churchill wurde unlängst im Unterhaus gefragt, wie er sich zur Judenfrage stelle.

Churchill schwieg. Die Antwort geben seine Taten.

Demokratische Freiheit

In England sollen große Konzentrationslager errichtet werden.

Für die, die es wagen, die Wahrheit zu sagen.

Absicht

In England werden nun auch Schuhe und Stiefel knapp.

Da haben die Juden wieder mal Hochkonjunktur.

Weg ins Ungewisse

Ein englisches Blatt erklärte, England gehe einen dornigen Weg.

Schließlich kann England ja wirklich nicht verlangen, daß wir ihm auch noch Rosen auf den Weg streuen.

Die Plutokraten

Der englische Ernährungsminister erklärte, in England werde niemand den Hunger kennenlernen.

Damit meint er wohl die Kreise, in denen er sich bewegt.

Feuer

In England werden auch die Streichhölzer knapp.

Sie mögen sich trösten, Feuer werden sie noch genug von uns bekommen.

Auch Stürmer

Das Londoner Plutokratenblatt spricht von Englands stürmender Jugend.

Wahrscheinlich, weil die Plutokratenjugend nach Kanada gestürmt ist.

Der Vernichter

Die „Times" schreibt, das englische Volk blicke auf Churchills Taten.

Jawohl, mit Grausen!

Die Juden

Ein englisches Blatt schreibt, das englische Volk habe nur einen Feind.

Ja, es hat ihn aber noch nicht erkannt.

Die andere Seite

Ein Londoner Blatt meint beschwörend, das englische Volk dürfe keine Fehler begehen.

Das darf nur die englische Regierung.

Der Grund

Die englische Presse beschwört das englische Volk, doch noch mehr Opfer zu bringen.

Damit die Plutokratie geschont werden kann.

Die einzige Hoffnung

Der englische Marineminister Alexander meinte, man müsse darauf warten, daß die Deutschen einen Fehler begingen.

Einen besseren Trost kann er den Engländern nicht geben.

Deswegen!

Das englische Volk soll mit einem Alkoholausschankverbot beglückt werden.

Wahrscheinlich ist die englische Regierung der Meinung, daß die Verhältnisse in England ohnedies schon „berauschend" genug sind.

Der Name

Für die „Times" ist Churchill ein „edles Wild".

Man kann einen alten Fuchs natürlich auch so nennen.

Der Mann mit dem Doppelgesicht

Churchill schwört auf die Bibel.

Und handelt nach dem Talmud.

P. B.

Entlausung

Eine Fahrt ins Judenparadies Kaluschin

Wir erinnern uns noch gut an die Zeit von 1918, an die Zeit, in der sich das jüdische Blut des Ostens in großen endlosen Strömen über unser Vaterland ergoß. Wir sehen sie heute noch, diese Verbrechergestalten des sogenannten auserwählten Volkes, zerlumpt, mit langen Mänteln, mit Säcken auf dem krummen Rücken oder mit einem schmutzigen Bündel in der Hand in unsere deutschen Städte kommen. Wir sehen sie noch, November 1918, mit ihren Kaftanbärten bei den Verbrechern auf der Straße. Wir sehen sie noch als Hausierer, als Besitzer kleiner Ramschgeschäfte und nach einigen Jahren als Staatsmänner, als Besitzer großer Geschäfte und Warenhäuser, als Direktoren und Aufsichtsräte, als Besitzer von Theatern und Kinos. Wir alle haben es erlebt, wieviel unsägliches Leid diese Juden über unser deutsches Volk brachten. Tausende von deutschen Familien wurden durch sie wirtschaftlich vernichtet und Abertausende an Leib und Seele verdorben. Damals konnten wir uns noch nicht vorstellen, wo dieser Jude plötzlich herkam. Wir konnten uns nicht vorstellen, warum diese Juden, als sie zu uns nach Deutschland kamen und das namenlose Unglück brachten, so schmutzig, so zerlumpt und so verlaust waren. Heute, nachdem der Polenstaat, die Heimat und Brutstätte des Juden, vernichtet ist, haben auch wir die Möglichkeit, die Geburtsstätten dieser Juden zu besuchen, die einstmals als Bettler zu uns kamen und in kurzer Zeit durch Gaunerei, Wucherei, durch Betrug und Fälschereien die Herren in Deutschland wurden.

Es ist noch früh am Morgen, ein unfreundlicher Tag, als wir in Warschau von unserem Hotel abfahren. Heute sollen in Kaluschin 4000 Juden, die 95 Prozent der dortigen Gemeinde ausmachen, entlaust werden. Der Flecktyphus wird bekanntlich durch die Kleiderlaus übertragen. Eine Laus, die einen Flecktyphus-Kranken gebissen hat, ist infiziert. Beißt diese infizierte Laus einen anderen Menschen, so wird auch dieser vom Flecktyphus befallen. In den meisten Fällen stirbt der vom Flecktyphus Befallene. Damit nun der gefährliche Flecktyphus allmählich ausgerottet wird, werden von den deutschen Behörden große Lausvertilgungsaktionen durchgeführt. Dabei werden keine Opfer, keine Anstrengungen und keine Geldmittel gescheut.

Wir fahren in nordöstlicher Richtung. Dicke Nebel steigen über der breiten Weichsel, in der Eisschollen treiben, auf. Hie und da begegnet uns ein Bauer, tief in seinen Fellmantel gehüllt, und die Pelzmütze bis über die Ohren herabgezogen, mit seinem Gespann der Stadt zufahrend.

„Will sehen, was wir heute für einen Saustall antreffen", sagt plötzlich ein Ka-

Das Schicksal Alljudas wird sich erfüllen!

merad im Auto. Wir sind schon viel gewöhnt, wir kennen den jüdischen Wohnbezirk in Warschau. Wir haben dort verschiedene Wohnungen der Juden besucht, wir haben dort festgestellt, daß der Jude nur ungern seine Wohnung reinigt, wir haben überall festgestellt, daß sich der Jude fast nie wäscht, wir konnten sehen, mit welch schmutzigem Ramsch der Jude seine Geschäfte macht. Wir konnten feststellen, wenn auch der Jude zerlumpt nur mit dem Sack auf dem Rücken herumläuft und Papier und Stoffabfälle sammelt und wenn er auch nur in einem Kellergewölbe wohnt, so besitzt er trotzdem Geld und Waren und fühlt sich hier in diesem Dreck sehr wohl.

„Wenn wir bisher schon viel Schmutz und Dreck bei den Juden gesehen hatten, so wird Kaluschin alles das bisher schon Gesehene in den Schatten stellen", sagt uns ein Kamerad, der schon einmal dort war.

Wir kommen nach einer Stunde nach Minsk, einer kleinen Kreisstadt mit vorwiegend polnischer Bevölkerung. Die Straßen sind vom Tauwetter aufgeweicht, große Wasserpfützen stehen auf den Straßen und links und rechts klopfen Polen für den im Frühjahr wieder beginnenden Straßenbau langsam und gemächlich Steine. Sie überanstrengen sich nicht, sie sind ja das Arbeiten auch nicht gewöhnt. Wie mögen die Straßen ausgesehen haben, als der Polenstaat noch bestand? Wir stellen fest, der größte Schmutz wird überall unter deutscher Aufsicht beseitigt. Sogar Straßenkehrer sehen wir. Solche Männer kannten die Polen früher überhaupt nicht. Wir haben Minsk verlassen und nähern uns Kaluschin.

Alle sind wir gespannt. Wir sehen nach etwa 30 Minuten Fahrt einige Hütten vor uns liegen. Das ist Kaluschin? Und hier sollen 4000 Juden wohnen? Man sieht ja keine Häuser. Wir steigen aus. Jetzt sehen wir die ersten Gestalten. Ein leichtes Grausen überkommt mich. Das sind Menschen? Jeder eine Verbrechergestalt! Aus ihren Augen leuchtet uns Haß entgegen, den sie trotz ihres Mitleid erweckenden Auftretens nicht verbergen können. Wir kennen dies ja. Ein guter Schauspieler ist er, der Jude. Nach außen hin untertänig, als wenn er nicht bis drei zählen könnte, als wenn er von der Außenwelt überhaupt keine Notiz nehmen würde. Was wir nun erlebten, ist so furchtbar für einen deutschen Menschen, daß man das Gesehene und Erlebte kaum in Worte kleiden kann.

Wir sehen verschiedene Erdhügel mit einigen Balken gestützt, wir sehen Bretterhütten. Dorthin gehen wir. Ich mache eine Tür zu einer solchen Hütte mit einem kräftigen Fußtritt auf. Ein Anblick des Ekels und Grauens! Eine widerliche Luft schlägt uns entgegen. Ungefähr zwanzig Augenpaare sehen uns an. Augen wie von Raubtieren. Schmutziges Stroh, darauf einige verfaulte Lumpen und Essensabfälle. Und hier in diesem höchstens 20 qm großen Raum hausen 10 Juden. Sie fühlen sich sehr wohl. Dort liegen noch zwei ältere Juden im Stroh. Hier hocken drei Juden, die sich heftig am Kopf und Körper kratzen. Am Boden im Dreck kriechen 3–4 Judenbengel und ein noch dreckigeres Judenweib. Die Haare hängen ihr wüst ins Gesicht. Sie ist am Herd, der aus einigen Steinen besteht, mit Rühren in einer Brühe beschäftigt. Keine Waschgelegenheit, keine sanitären Anlagen, nichts dergleichen ist vorhanden. Hier erleben wir den Juden, wie er ohne Schminke ist. Die Bärte voll Ungeziefer, das Gesicht voll Dreckkrusten, die Hände schwarz vor Schmutz und die zerfetzten Kleider kleben und starren vor Dreck. Ich kann es kaum fassen. Das also ist das sogenannte auserwählte Volk! Wir müssen wieder heraus. Der Anblick ist so furchtbar, daß uns das Grausen überkommt. Die Luft ist nicht auszuhalten. Es schüttelt uns. Draußen muß sich ein Kamerad übergeben. So wohnen hier in Kaluschin 4000 Juden mit Läusen im Dreck und Unrat und fühlen sich dabei wohl.

Wir kommen an eine andere Hütte. „Hier ist der Flecktyphusherd", sagte uns der begleitende Arzt. Diese Bewohner werden heute entlaust und das „Haus" desinfiziert. Der jüdische Aeltestenrat wird bestellt und jüdisches Ordnungs- und Sanitätspersonal gerufen. Nun kann es losgehen. Aus dem Haus kommen 5, 10, 15, 20, 25 Judengestalten. Immer noch mehr kommen heraus. Sie alle müssen durch den Schmutz, der ihnen bis an ihre Knöchel geht, waten, wenn sie aus der Türe treten. Denn sie ersticken ja lieber im Dreck, als daß sie ihn beseitigen. Nun geht es zur fahrbaren deutschen Entlausungsanstalt. Ein Zetern und Mordio beginnt. Sie ahnen, daß sie gebadet werden und fürchten das Wasser.

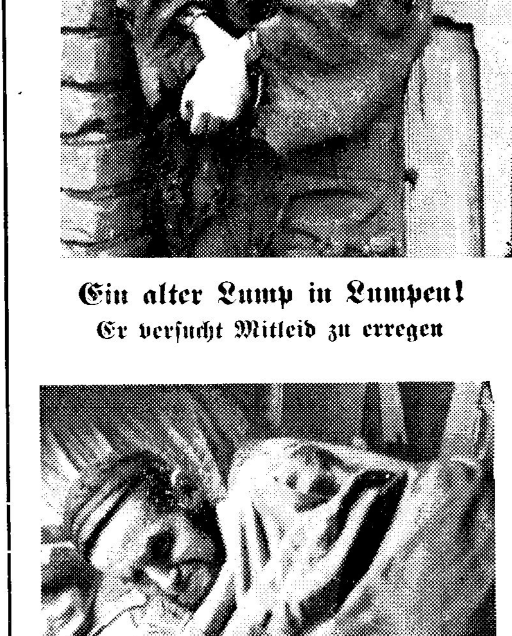
„Ausziehen, antreten zum Haareschneiden!" Nun steht der Jude in nackter Wahrheit vor uns. Gestalten! Furchtbar! Wie Affen aus dem Urwald! Der Körper von Läusen zerbissen, Eiterbeulen an den Füßen, eine Dreckkruste von oben bis unten. Wir müssen hinaus, wir können auch hier nicht mehr zusehen. Der Gestank ist zu groß und der Anblick widerlich. Ich habe den Krieg mitgemacht, habe viele erschütternde Augenblicke erlebt, aber dieser Anblick stellte alles Bisherige in den Schatten. In der Zwischenzeit schor ein Jude seinen Rassegenossen Bärte und Kopfhaare. Dann ging es unter die Brausen. Schmierseife wurde ihnen in die Hand gegeben, aber der Dreck ging nicht weg. Wir wendeten uns ab. Nichts mehr wollten wir sehen, nur fort von diesem Ort. Ich bewundere heute noch den deutschen Arzt, Dr. Kohmann, unter dessen Leitung seit über einem Jahr die Entlausung vorgenommen wird.

Wir sitzen im Auto. Es wird nicht gesprochen. Wir alle sind erschüttert und zutiefst bewegt. Das also ist eine Geburtsstätte des Judentums und diese Verbrechergestalten wanderten früher von hier aus nach Deutschland, nach Frankreich, nach allen Staaten Europas. Und diese Verbrecher brachten überall, wo sie hinkamen und auftraten, namenloses Unglück. Und nannten sich Kulturbringer und Weltverbesserer!

Noch gibt es Länder in Europa, die den Juden als gleichberechtigten Staatsbürger anerkennen. Wer aber in Polen sieht, was wir gesehen und erlebt haben, der weiß: Der wahre Frieden in Europa wird erst dann einkehren, wenn alle Staaten den Juden als den größten Verbrecher aller Zeiten erkannt haben. Schö.

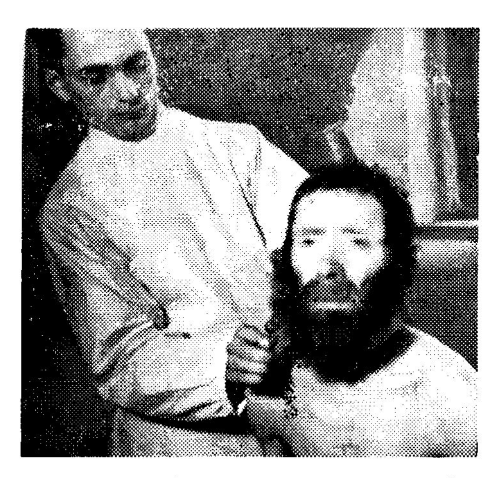


Auf dem Weg zur Entlausung



Ein alter Lump in Lumpen!
Er versucht Mitleid zu erregen

Stroh, alte Lumpen und Läuse, das ist die Welt, in der sich der Jude wohl fühlt



Der Bart wird entfernt und damit ein Herd der Läuse



Sie warten auf die Entlausung



Sämtliche Bilder Stürmer-Archiv

Läusebisse auf dem Rücken

Die Juden sind schuld am Kriege!



III.

Wie Schinderhannes Räuberhauptmann wurde

In den beiden letzten Stürmer-Ausgaben berichteten wir über die Räuberbanden im 18./19. Jahrhundert und zeigten die Gründe auf, die Hans Bückler, Schinderhannes genannt, zum Rebellen machten.

Immerhin erforderte es Umsicht und Aufmerksamkeit, den ansehnlichen Weg von Saarbrücken bis in die Gegend von Kirn ungefährdet zurückzulegen. Ein ausgebrochener Spitzbube hatte, wenn die Gendarmen ihn wieder erwischten, auf keinerlei Nachsicht zu rechnen. Hannes war indessen gewitzigt genug, ohne Zwischenfall Schneppenbach und seine Kameraden wieder zu erreichen. Die Schar hatte sich inzwischen um ein Mitglied vermehrt, das schon früher zur Bande gehört, sich dann aber eine zeitlang in ein fast ehrliches Privatleben zurückgezogen hatte. Dies war der Holzhacker und Köhler Peter **Petri** aus Burgen bei Bernkastel an der Mosel, genannt der „Schwarze Peter". Dieser Peter Petri war ein Hüne von Gestalt, besaß wahre Bärenkräfte und zeichnete sich außerdem durch beispiellose Verwegenheit aus; all das machte ihn zu einem der gefürchtetsten Banditen zwischen Mosel und Nahe, und auch die Obrigkeit hatte nicht gern mit ihm zu tun, denn er entsprang aus jedem Gewahrsam und hatte sich sogar einmal einer starken Eskorte von Soldaten dadurch zu entziehen gewußt, daß er mit einem kühnen Hechtsprung über ein Brückengeländer sich in den Fluß gestürzt hatte und schwimmend entkommen war.

Seinen Uebernamen der „Schwarze Peter" führte er mit Recht, denn er war von dunkler Hautfarbe, sonnenverbrannt und durch langes schwarzes Haupthaar und einen verwilderten schwarzen Vollbart ausgezeichnet. Seinen Bart pflegte er dadurch zu verlängern, daß er sein frauenhaft langes Haupthaar nach vorn kämmte und es unter dem Kinn mit einem Ring zusammenhielt.

Sein Wesen war, wie das bei solchen Hünen häufig der Fall ist, eine Mischung von kindlicher Gutmütigkeit und hemmungsloser Brutalität. Im nüchternen Zustande war er ein kindhafter, gutartiger und sozusagen harmloser Mensch; der Schnaps aber, dem er oft und gern zusprach, machte ihn schnell zu einem bestialischen Schlagetot von ausgesuchter Rohheit. Im Gegensatz zu manchen andern Spitzbuben seiner Zeit war er aber ein ausgesuchter Kinderfreund und ein treuer Familienvater.

Dennoch wurde Hannes gerade durch diesen Petri in eine Mordaffaire verwickelt, die bei seinem späteren Prozeß verhängnisvoll für ihn wurde.

Es war am 17. August 1798, als Schinderhannes mit Peter Petri in einer jener abgelegenen Waldschenken, in denen nur Forstleute, Köhler, Holzknechte oder Spitzbuben verkehrten und die noch viel einsamer waren, als das uns durch Wilhelm Hauff vertraute „Wirtshaus im Spessart", gemütlich zechte. Während Hannes, der nur selten unmäßig im Trinken war, auch diesmal so vorsichtig trank, daß er bei Verstande blieb, becherte der Schwarze Peter wacker darauf los und geriet immer mehr in Feuer.

Ein kleiner Trupp armer Wandermusikanten, der ebenfalls in der „Tiergartenhütte" — so hieß das Wirtshaus — einkehrte, wurde von den beiden Räubern gezwungen, ihnen aufzuspielen; die Musik und der Schnaps lösten dem Schwarzen Peter die Zunge, und er erzählte Hannes eine Geschichte, die sich vor drei Jahren — also zu einer Zeit, als Hannes noch beim Wasenmeister Nagel zu Bärenbach in der Lehre war, — unweit der Tiergartenhütte, nämlich bei der Glashütte im Soonwald, zugetragen hatte. Dort hatte Peter Petri wieder einmal Kindstaufe gefeiert, wie fast alljährlich. Der Plackenklos hatte Gevatter gestanden und Iltisjakob mit seiner schönen ersten Frau war auch zugegen gewesen; eines Geistlichen hatte man freilich nicht bedurft. Gegen Abend war die Taufgesellschaft in reichlich angeheitertem Zustande aufgebrochen, und der Schwarze Peter, der als Taufvater dem Wein und dem Schnaps besonders reichlich zugesprochen hatte, war besonders übermütiger Stimmung gewesen. Dabei hatte er an der schönen Frau des Iltisjakob mehr Gefallen gefunden, als ihm, dem Tauf- und Familienvater, anstand. Er hatte es so einzurichten gewußt, daß er auf dem Wege durch den abendlichen Wald mit der hübschen Frau den anderen ein Stück vorauskam, und war dann im Getändel recht zärtlich geworden. So hatte die beiden der jüdische Händler **Simon Seligmann** aus Seibersbach überrascht. Dieser Hebräer hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als dem eifersüchtigen Gatten Iltisjakob, der ihm samt der übrigen Taufgesellschaft ein Viertelstündchen später begegnete, die pikante Neuigkeit mit hämischen Stichelreden zu versetzen.

Da packte den Iltisjakob, in dessen Adern nach dem Zechgelage auch mehr Wein als Blut kreisen mochte, blindwütende Eifersucht. Er rennt dem verliebten Pärchen nach, reißt sein leichtfertiges Weib aus den Armen des Schwarzen Peters und bearbeitet sie in sinnloser Wut so barbarisch mit Faustschlägen, Fußtritten und Messerstichen, daß sie augenblicklich unter seinen Händen verröchelt. Zu spät bemerkt Peter Petri, der sich zunächst in die Büsche geschlagen hat, den blutigen Ausgang des Handels — er, der auch nicht voraussehen konnte, daß Iltisjakob seine Frau wirklich ermordet hatte.

Obwohl Iltisjakob später von den Geschworenen dieser Schuld freigesprochen wurde, machte sie seinem Gewissen doch viel zu schaffen; so viel, daß er, was er seit seiner Kindheit nicht getan und später nie wieder tat, wegen dieses Verbrechens zur Beichte ging und für die Ermordete mehrere Seelenmessen lesen ließ.

Aber die Untat lastete auch auf dem Herzen des im Grunde gutmütigen Peter Petri. Zwar wurde die Angelegenheit von beiden Männern immer mit Stillschweigen übergangen; dennoch schwor sich der Schwarze Peter zu, daß dieser Mord an der schuldlosen Frau gerächt werden müsse. Dabei kam ihm freilich nicht in den Sinn, daß er selber der Schuldige war — beileibe nicht! Für ihn gab es nur einen Schuldigen, und das war der Jude Simon Seligmann. Hätte er nicht den Iltisjakob damals aufgehetzt — —. Und Tatsache war ja allerdings, daß Iltisjakob erst durch die lose Zunge des Händlers auf das Schäferspiel zwischen seiner Frau und Petri aufmerksam gemacht worden war.

„Sag, was du willst, Hannes", schloß der Schwarze Peter seine Erzählung, „der Jud muß dran glauben, wenn er mir noch einmal unter die Finger gerät! Trink aus, Hannes! Sollst leben!"

Damit schüttete Petri einen großen Becher Schnaps hinunter, zog sein Messer, bedrohte damit die Musikanten, die ihm nicht fleißig genug aufspielten, nahm dann die blanke Klinge zwischen die Zähne und begann auf dem Rasen einen wilden, fantastischen Kriegstanz aufzuführen.

Der Teufel, sagt man in Süddeutschland, ist ein Eichhörnchen; er taucht immer da auf, wo man ihn am wenigsten vermutet. Und sicher ist, daß er sich gar zu gern des leidigen Zufalls bedient, um das zustande zu bringen, was wir hinterher dann mit Recht eine Teufelei nennen. Mag nun der Zufall oder der Teufel selber seine Hand im Spiel gehabt haben — Tatsache ist, daß just in diesem Augenblick der schwatzhafte Simon Seligmann aus Seibersbach des Weges kam und eine Kuh hinter sich her zog, die er einem armen Waldbäuerlein abgegaunert haben mochte. Mitten in seinem Tanz erstarrt der hünenhafte Peter zur Bildsäule. Die Augen quollen ihm aus dem Kopfe und mit heiserer Stimme ruft er Hannes zu: „Da ist der Jud! Komm, Hannes, den schlagen wir tot, der hat meine Gevatterin auf dem Gewissen!"

Ehe Hannes erwidern kann, stürzt sich der Schwarze Peter auf den Juden und schlägt ihn nieder.

Zeichnung von W. Hofmann

Die Augen quollen ihm aus dem Kopfe und mit heiserer Stimme ruft er Hannes zu: „Da ist der Jud . . . ."

Das „ungeschriebene Banditenrecht!"

An diesem Morde hatte Hannes zwar keinen Anteil, aber er nahm auch keinen Anstand, sich mit Petri in das Geld und in die Habseligkeiten des Seligmann zu teilen. Als man ihm das fünf Jahre später vor dem Tribunalgericht in Mainz, zum Vorwurf macht, gibt er eine Erklärung ab, die auf das ungeschriebene Banditenrecht ein bezeichnendes Licht wirft; er sagt: „Es ist bei den Leuten unseres Schlages ein angenommener Gebrauch, daß, nachdem man Kamerad und in Gesellschaft miteinander ist, geteilt werden muß, was man stehlen mag, auch wenn der andere nicht dazu beigetragen hat."

Die blutige Rache, die Petri an dem jüdischen Angeber genommen hatte, hinderte Hannes auch nicht, bei diesem Kameraden wochenlang zu Gaste zu sein. Der Schwarze Peter hauste damals abwechselnd auf zwei abgelegenen Höfen, nämlich teils auf dem Marienporter, teils auf dem Steinharter Hof. Besonders der Pächter des letzteren stand in engeren Beziehungen zu der Bande. Er war das, was man in der Gaunersprache „kochem", das heißt: sicher, vertraut, nennt (auch im heutigen Gauner-Rotwelsch besteht das Wort „kochem", so wie viele andere Ausdrücke der Gaunersprache, noch fort, deren Wortschatz bezeichnenderweise größtenteils dem Hebräischen oder dem auf hebräischer Grundlage entstandenen Sprachenmischmasch des „Jiddischen" entstammen).

Auf den beiden genannten Höfen hatte die Bande, als deren Führer damals der Schwarze Peter angesehen wurde, ganze Depots von Nahrungsmitteln, Waffen und Munition angelegt. Hier wurde geschlachtet, Rauchfleisch hergestellt, Schweinefleisch eingepöckelt und Mehl gestapelt, damit man im Notfalle versorgt sei. All das geschah unter der Leitung des Schwarzen Peters und unter eifriger Mitarbeit seiner Familie. Auch das Dorf Sonnschied bei Herrstein war „kochem", und das Gasthaus des Wirtes Engers war ein wesentlicher Stützpunkt der Räuberbande.

Hannes war klug genug, jeden Versuch, Petri etwa aus seiner Stellung zu verdrängen, zu unterlassen. Er hatte Zeit, abzuwarten.

Wer den Juden kennt, kennt den Teufel!

Julius Streicher



Sie hinderten ihn nicht daran, aus dem Gefängnis von Simmern zu entspringen

Es verging denn auch nach der Ermordung des Seligmann nur ein knappes Vierteljahr, als der Schwarze Peter verhaftet wurde. Da es im Gefängnis keinen Schnaps gab, traten die guten und sanften Eigenschaften Petris so in den Vordergrund, daß er sich bald das vollste Wohlwollen des Untersuchungsrichters erworben hatte, obwohl er ihm eine erhebliche Zahl von Verbrechen eingestand. Diese angenehmen Beziehungen zur Justiz hinderten ihn aber nicht daran, am 19. November 1798 durch das unvergitterte Küchenfenster im Gefängnis von Simmern, trotz der Ketten, die an seinen Händen klirrten, zu entspringen. Es gelang ihm auch, mit seiner Familie auf das rechte Rheinufer in den Odenwald zu entweichen, wo er — nachdem er 1802 noch einmal bei der Bande des Schinderhannes zu einem kurzen Gastspiel aufgetaucht war — als Kohlenbrenner und bescheidener Gelegenheitsdieb ein vergleichsweise ordentliches Leben führte. Erst 1811 wurde er in Heidelberg verhaftet und nach Mainz ausgeliefert. Aber seine Straftaten waren inzwischen verjährt, man konnte ihn also nicht mehr verurteilen. Da aber man wußte, mit wem man es zu tun hatte, und da der wackere Petri mittlerweile an Säuferwahnsinn litt, so verfügte der französische Polizeiminister, daß der Schwarze Peter zu lebenslänglicher Haft nach Bicêtre, dem bekannten Zuchthaus bei Paris, gebracht wurde, wo er seine Tage beschloß.

Gegen Juden und Franzosen!

Schinderhannes mag die Verhaftung des Schwarzen Peters bedauert haben, wie man das Pech eines guten Kameraden bedauert; für ihn aber bedeutete sein Ausscheiden einen Schritt weiter zu dem Ziele, das er sich gesteckt hatte, nämlich: Kapitän der Hunsrück-Bande zu werden. Er war all seinen Kumpanen, auch dem Schwarzen Peter, dadurch weit überlegen, daß er nicht nur „gebildeter" war — er konnte ja lesen, schreiben und rechnen — sondern auch dadurch, daß er klüger und also maßvoller war, vor allen Dingen aber dadurch, daß er als Einziger ein politisches Ziel, nämlich Bekämpfung des Judentums und des Franzosentums vor Augen hatte. So trat er denn gleich nach der Verhaftung Petris immer mehr als der eigentliche Führer der Bande hervor, die im Hunsrück, im Soonwald, ja im ganzen Gebiet zwischen Mosel, Rhein und Nahe tätig war.

Hier müssen wir die Bemerkung einschalten, daß die deutschen Räuberbanden, im Gegensatz zu den italienischen und französischen Banden der Zeit, wenig Romantik kannten. Meistens handelte es sich um eine sehr sachliche und geschäftsmäßige Interessengemeinschaft; blutrünstige Treueschwüre und feierliche Verpflichtungen, wie sie z. B. bei den englischen Räubern üblich waren, kannte man auf deutschem Boden nicht. Hier entschied allein die Fähigkeit. Der Geschickteste, Gescheiteste und Erfolgreichste wurde ganz von selber der Anführer, lediglich auf Grund seiner Tüchtigkeit, ohne feierliche Wahl oder sonstige Zeremonie. So erfolgte auch zunächst der Aufstieg des Schinderhannes.

Die friedliche Bevölkerung hatte allen Grund, damit zufrieden zu sein, denn wo Schinderhannes den Ton angab, nahmen die Greueltaten ab, Grausamkeiten, Blutvergießen wurden vermieden. Was seine Bande auszeichnete, war lediglich ein überwältigendes Maß an Dreistigkeit. Pferde und andere Dinge wurden ohne Umstände am hellen lichten Tage gestohlen und verkauft, ohne daß jemand einen Widerspruch gewagt hätte, und die politische Zerklüftung des Landes kam solchen Streichen zustatten. Die vielen, kleinen Fürstentümer, Grafschaften und Herrschaften durchzogen das Land mit einem Netz von Grenzlinien, die es jedem Spitzbuben leicht machten, sich nach wenigen Stunden Wegs „ins Ausland" in Sicherheit zu bringen.

Auch Beamte machten mit

Dazu kam, daß die ganze Gegend am Mittelrhein durch die vielen Kriege und nicht zuletzt durch die französische Invasion in einem unvorstellbaren Grade ausgepowert war. Selbst die Beamten befanden sich vielfach in so großer Not, daß sie sich Unredlichkeiten zuschulden kommen ließen und Bestechungen zugänglich zeigten, wie das zu anderen Zeiten und anderen Orten undenkbar schien. Als im Jahre 1803 der Riesenprozeß gegen Schinderhannes abrollte, trat es zutage, daß eine Fülle von Beamten die Räuber nicht nur begünstigt, sondern sogar als vollwertige Mitglieder in der Bande mitgearbeitet hatten.

Nicht nur die erwähnten Höfe im Soonwald und das Dorf Sonnschied waren im Gaunersinne „kochem." Die bewährtesten Zufluchtsorte der berufsmäßigen Räuber lagen vielmehr rechtsrheinisch, unweit Gelnhausen. Zwei kleine Walddörfer jener Gegend, Eckederoth und Romstal bildeten zwei solche Asyle für Vagabunden, Betteljuden und allerlei Spitzbubenvolk. Diese ganze Gegend war „kochem." In Eckederoth saß ein Amtmann namens K... (den ganzen Namen verschweigen die Akten schamhaft), der den Räubern gegen hohes Geld Pässe und Aufenthaltsgenehmigungen verschaffte, der sie bei Herannahen der Gefahr durch Gendarmen und dergleichen rechtzeitig warnte und der dafür von allen Spitzbuben einen recht ansehnlichen regelmäßigen Tribut einzog.

„Besser im grünen Wald, als im dunklen Kerker!"

Der berüchtigte Räuber und Mörder Karl Heckmann, der eine Zeitlang der Bande des Schinderhannes angehörte und wegen verschiedener Morde im Jahre 1802 in Köln hingerichtet wurde, hat darüber ausgesagt, daß der Amtmann von Eckederoth den Räubern Aufenthalt und Schutz gewähre. Er hat sich amtlich zu Protokoll darüber folgendermaßen geäußert: „Ich weiß es aus meiner eigenen Erfahrung. Als ich aus Wesel ausgebrochen war, begab ich mich mit drei Kameraden zu einem Kochemer (Vertrauten) in Eckederoth, der mit mir gleich zum dortigen Amtmann ging und für mich und meine Kameraden Schutz auf drei Monate verlangte. K. fragte mich, ob ich einen Paß hätte; ich antwortete ja. Er erwiderte, es hätte nichts zu sagen, wenn ich auch keinen hätte, ich könnte einen von ihm bekommen, ich könnte dableiben und meine drei Kameraden auch, ich müßte aber für mich v i e r K r o n t a l e r zahlen, sowie diese auch.

Als ich später in Köln aus dem Gefängnis entsprungen war, begab ich mich abermals nach Eckederoth und begehrte Schutz. Man verlangte von mir 42 Gulden; ich hatte aber damals nicht soviel und gab einen Carolin, wofür ich jedoch nur auf einen Monat Schutz erhielt, nach dessen Verlauf man mir einen Paß für einen Krontaler gab.

Der Regierung zu Hanau war heimlich angezeigt worden, daß sich in Eckederoth zwei aus Gefängnissen entsprungene Räuber aufhielten. Die Regierung schickte diesen Brief dem Freiherrn v. H., der ihn dem Amtmann K. zusandte, mit der Aufforderung, uns den Brief, worin ich namentlich genannt war, vorzuhalten. Der Amtmann fragte uns, ob der Inhalt des Briefes wahr sei; wir antworteten: nein. „Wenn dieses wahr wäre", sprach nun der Amtmann, „so ist es besser, in einem grünen Wald, als in einem dunkeln Kerker zu sein; indessen habt ihr nichts zu fürchten, wenn nur keine Hessen kommen." Ich gab hierauf einen Krontaler.

Auch muß ich noch erzählen, wie gut es der Amtmann mit den Kochemern, nämlich denjenigen, die uns die gestohlenen Sachen abkauften, meinte. Wenn die Kochemer kein Geld mehr haben, so gehen sie zum Amtmann, der ihnen vorstreckt oder auf Pfänder leiht und ihnen dabei gewöhnlich sagt: wenn ihr einen guten Coup macht, so denkt auch an den Amtmann. — Ein Jude wurde bei einem Diebstahl vor zwei Jahren durch einen Schuß schwer verwundet und kam nach Eckederoth. Er bezahlte an den Amtmann 8 Carolinen und er erhielt Schutz, obgleich er durch Steckbriefe, die auch nach Eckederoth kamen, verfolgt wurde. Der Amtmann gab vor, der Jude sei nicht da!"



Zeichnungen von W. Hofmann

Ein übereifriger schrie: „Der Schwarze Peter!" und schoß

Den falschen getroffen!

Auch Schinderhannes selber hat später vor dem Untersuchungsrichter zu Protokoll gegeben, „daß seine Kameraden ihm voriges Jahr im Winter auf der Hasenmühle erzählt hätten, daß sie sich in Eckederoth aufhielten, ohne im mindesten beunruhigt zu werden; dagegen aber müßten sie dem Amtmann Schutz bezahlen, daß sie frei dort leben könnten."

Daß angesichts einer solchen, für unsere heutigen Begriffe geradezu unverständlichen Korruption eine Bekämpfung des Räuberwesens ziemlich aussichtslos war, liegt auf der Hand. Aber die Justiz in ihrem damaligen Formalismus schreckte auch vor anderen Maßnahmen nicht zurück, die dazu beitragen mußten, den Unternehmungsgeist der Räuberbanden gegenüber den Beamten der Justiz zu stärken.

Im Juni 1799 erhielt die Gendarmerie vertraulich die Nachricht, der Schwarze Peter (der damals jenseits des Rheines war) werde mit mehreren Kameraden in der Nacht vom 16. zum 17. Juni in der Birkenmühle unweit Kirn einkehren.

Unter der Leitung des sehr tüchtigen Gendarmen Adam, eines Mannes von hünenhaftem Wuchse, der lange Jahre hindurch der amtliche Gegenspieler des Schinderhannes blieb, wurde die Mühle umstellt, und Adam selber lauschte an der Türe auf die laute Unterhaltung drinnen. Aus dem Gespräch entnahm er, daß die Räuber in der Falle säßen, und stieß plötzlich die Türe auf. Im gleichen Augenblick sprang eine Gestalt im Nachthemd zum Fenster hinaus auf das Mühlrad. Ein Uebereifriger schrie: „Der Schwarze Peter!" und schoß. Der Flüchtling stürzte in den Mühlgraben. Als man ihn herausfischte, stellte es sich heraus, daß die Kugel einem völlig Unschuldigen, nämlich einem Sohne des Müllers, das linke Schulterblatt zerschmettert hatte. Weder von dem Schwarzen Peter noch von seinen Spießgesellen fand sich eine Spur. Obwohl die Gendarmen den unschuldig Verwundeten sofort nach Kirn in Pflege brachten, erstattete die Familie doch Anzeige. Gegen die vier Gendarmen fand von Amts wegen ein hochnotpeinliches Verfahren statt, und auch Adam, der tüchtigste von allen, wurde davon betroffen. Die vier Hüter der Ordnung mußten volle drei Monate in harter Untersuchungshaft zubringen, und es tröstete sie wenig, daß sie endlich im November 1799 freigesprochen wurden. Niemand aber durfte sich darüber wundern, daß diese Leute ebenso wie ihre Kameraden in ihrem Jagdeifer auf Räuber für eine geraume Zeitspanne erheblich abgekühlt waren.

Schinderhannes in Nöten

Inzwischen jedoch hatte das Schicksal wieder einmal Schinderhannes ereilt. Die Neuorganisation der französischen Nationalgendarmerie, die der französische General W i r i o n schon 1798 eingeleitet hatte, war doch nicht ohne Früchte geblieben. Seine Polizeitruppe bestand aus ausgesuchten Leuten, und die in Kirn stationierte Brigade zeichnete sich durch Unerschrockenheit und Diensteifer ganz besonders aus. Zu ihr gehörte auch der schon erwähnte Gendarm Adam. Adam hatte erfahren, daß in der Nacht vom 24. zum 25. Februar 1799 Schinderhannes in der Gesellschaft seines Kumpans Müllerhannes oder Butla unterwegs nach Schneppenbach sei, wo bekanntlich die niedliche Buzliese-Ami wohnte. Der Müller von der Römersmühle war es gewesen, der Adam auf die Spur des Schinderhannes gesetzt hatte und der ihm auch das Haus beschrieb, wo Hannes anzutreffen sei.

Gewisse Andeutungen in den Akten lassen es immerhin möglich erscheinen, daß die kleine Ami Schäfer, zu der Schinderhannes trotz aller trüben Erfahrungen doch zeitweilig zurückgefunden zu haben scheint, hierbei vielleicht die Verräterin gewesen ist, denn es ist erwiesen, daß sie um diese Zeit mit dem Räuber Peter Zughetto anzubandeln begann.

Wie dem auch sei — in ihrem Hause wurde in jener Nacht Schinderhannes in tiefstem Schlafe überrascht und in Ketten gelegt, ehe er recht zur Besinnung kam. Man brachte ihn zunächst nach Kirn vor den Friedensrichter, wo er eine Anzahl von Vergehen eingestand. Aber damals schon zeigte es sich, daß er das Netz seiner Verschwörung weitergesponnen hatte, als irgend jemand ahnte.

Während er nämlich in Kirn in Haft saß, erschien bei dem Apotheker E l l i g ein ar-

„Alle damals zur Verantwortung gezogenen Juden waren Vagabunden, im ausgedehntesten Verstande. Keiner hatte eine Heimat, keiner ein Vaterland; nur von Einigen wurde ermittelt, daß sie aus Polen herstammten." (Aus A. F. Thiele: Die jüdischen Gauner in Deutschland, S. 11.)

gesehener Viehhändler und Pächter Jakob S c h e e r e r aus Hermeskeil und verlangte einen Gifttrank, mit dem man den Schinderhannes im Gefängnis aus dem Wege schaffen könne. Er scheute sich nicht, dem Apotheker anzudeuten, daß nicht nur er, sondern eine ganze Anzahl angesehener und reputierlicher Leute der Gegend mancherlei Grund hätten, den Schinderhannes daran zu hindern, daß er allzu viel von dem aussage, was er wisse. Der Apotheker war ein vorsichtiger Mann und füllte das ihm übergebene Fläschchen nicht mit aqua toffana, also mit Gift, sondern vielmehr mit aqua vitae, also mit Schnaps. Scheerer, der von diesem Austausch natürlich nichts wußte, schickte seinen Vertrauensmann, einen alten Säufer namens Kipper, mit dieser freundlichen Gabe in das Gefängnis, wo er sie dem Schinderhannes in die Suppe schütten sollte. Kipper aber, der den leckeren Inhalt der Flasche gewittert haben mochte, zog es vor, den geistigen Inhalt sich selber einzuverleiben und die Flasche am nächsten Brünnlein mit harmlosem Wasser zu füllen.

Wenn Schinderhannes diesem Anschlag auch entging, so mußte er doch dulden, daß er — übrigens zusammen mit Müllerhannes — nach Simmern überführt wurde, in jenes Gefängnis, das als „Schinderhannes-Turm" noch heute jedem Besucher gezeigt wird. Obgleich der Schwarze Peter einst aus diesem Gefängnis ausgebrochen war, galt es doch nicht mit Unrecht als ein recht sicheres Gewahrsam.

Schinderhannes bricht aus

Tief im Erdgeschoß des Turmes zu Simmern, zwanzig Fuß unter der Erde, befand sich ein finsteres Gewölbe, das keinen anderen Zugang besaß, als ein schmales Loch in der Decke, durch welches die Gefangenen an einem Strick in die feuchte Tiefe hinabgelassen wurden. Für den, der hier begraben lag, war an Flucht nicht zu denken. Jedoch gestattete man den Gefangenen, die überdies noch Ketten an Händen und Füßen trugen, bei Tage meistens den Aufenthalt in den oberen Räumen und ließ sie erst zur Nacht wieder in ihr Verließ hinunter.

Diese Vergünstigung, obwohl sie der Grund für das Entweichen des Schwarzen Peters gewesen war, räumte man auch dem Schinderhannes ein. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn Schinderhannes war das, was wir heutzutage einen „netten Jungen" nennen würden: immer guter Laune, immer liebenswürdig und bescheiden, hilfsbereit und aufmerksam. So wurde es ihm leicht, das Vertrauen seiner Wärter zu gewinnen, wenn es auch Wochen und Monate dauerte.

Tagsüber also saß er nicht im Keller, sondern im Erdgeschoß des Turmes, in dem sich auch die Küche befand. Diese Küche aber war gegen sein Tagesverließ nur durch eine Bretterwand abgeschieden. Im Laufe der Monate kam er dahinter, daß einen Stock höher einer seiner Kumpane namens Philipp Arnold untergebracht war. Er war es wahrscheinlich, der ihm eines Tages ein Messer zuzustecken wußte.

Mit diesem Messer schnitt Hannes nach und nach aus der Bretterwand nach der Küche ein Stück heraus. Tag für Tag verklebte er die Schnitte jeweils mit gekautem Brot, sodaß sie unsichtbar blieben. Als er aber seine Arbeit soweit gefördert hatte, daß er das ausgeschnittene Brettstück mit einem Druck der Hand beseitigen konnte, drehte er sich nachts aus seinem Lagerstroh ein Strohseil. Das Ende warf er nachts dem über ihm sitzenden Arnold zu und ließ sich von ihm aus dem Kellerverließ heraufziehen. Dann wurde die Wand der Küche eingedrückt, und durch das Küchenfenster mußte nun die Flucht gelingen. Aber — inzwischen hatte man auch dieses Küchenfenster vergittert! In Angst und Wut rüttelte Hannes an dem Gitter, und schließlich gelang es ihm, das Hindernis herauszureißen. Er springt durch das Fenster in den trockenen Stadtgraben, während gleichzeitig der Spießgeselle Arnold ein wildes Zetergeschrei erhebt, um die Büttel von dem Flüchtling abzulenken.

Eine verwegene Flucht

Es war indessen kein glücklicher Sprung, den Hannes getan hatte, er hatte sich ein Bein gebrochen und außerdem durch nachstürzendes Mauerwerk erhebliche Verletzungen an Kopf und Armen davongetragen.

Nun begann für Hannes eine schwierige und qualvolle Flucht. Aber es gelang ihm, den Wald zu erreichen; und, teils auf eine Stange gestützt, die ihm die Achselhöhle zerfleischte, teils auf den Knien rutschend, gelangte er endlich in der dritten Nacht bis zu dem Dorfe Sonnschied, wo er bei dem Wirt Engers zunächst Unterkunft fand. Engers setzte den Schwerverletzten auf ein Pferd und brachte ihn bis nach Bärenbach zu seinem alten Lehrherrn, dem Wasenmeister Nagel. Nagel war gutmütig genug, dem Schinderhannes das gebrochene Bein einzurichten und seine Wunden zu verbinden.

Diese Flucht aus dem Turm zu Simmern bewerkstelligte Hannes in der Nacht vom 19. zum 20. August 1799. Diesmal hatte er also volle sechs Monate hinter Schloß und Riegel gesessen; zweimal hatte ihn seine Elise Werner im Gefängnis besucht, und die Möglichkeit bleibt offen, daß sie ihm das rettende Messer zugesteckt hat. Es dauerte nun eine geraume Zeit, bis Hannes von seinen Verletzungen wieder genesen war. Diese unfreiwillige Muße benutzte er aber dazu, seine Pläne klarer abzugrenzen und neue Mitglieder für seine Bande zu werben.

Vergessen wir nicht, daß Schinderhannes damals ein junger Bursche von eben 20 Jahren war! Seine harte Jugend, seine üblen Erfahrungen mit einheimischen Ausbeutern und fremden Soldaten hatten ihn natürlich mehr gehärtet, als seinem Lebensalter entsprach; er hatte mehr erlebt und mehr gewagt, als anderen Menschen in siebzig Lebensjahren beschieden ist. Aber die Zeit seiner Haft und die Zeit seiner Genesung hatte er zu nutzen gewußt. Er war sich klar darüber geworden, daß der Pferdediebstahl und ähnliche Streiche unter seiner Würde, allenfalls Mittel zum Zweck waren, mit seinen Zielen aber im Grunde nichts zu tun hätten. Er fing an, zu lesen — Zeitungen, Flugblätter, Zeitschriften und Bücher. Das große Phänomen der Zeit war: Napoleon Bonaparte. Der unwahrscheinliche Aufstieg des kleinen Artillerieleutnants verwirrte damals viele Köpfe. Warum sollte er, Johannes Bückler, nicht im Kleinen versuchen, was dem Korsen im Großen gelungen war! Und die Generale, die der erste Konsul um sich versammelte — waren sie denn etwas wesentlich anderes als erfolgreiche Räuberhauptleute?

Gegen die Franzosen!

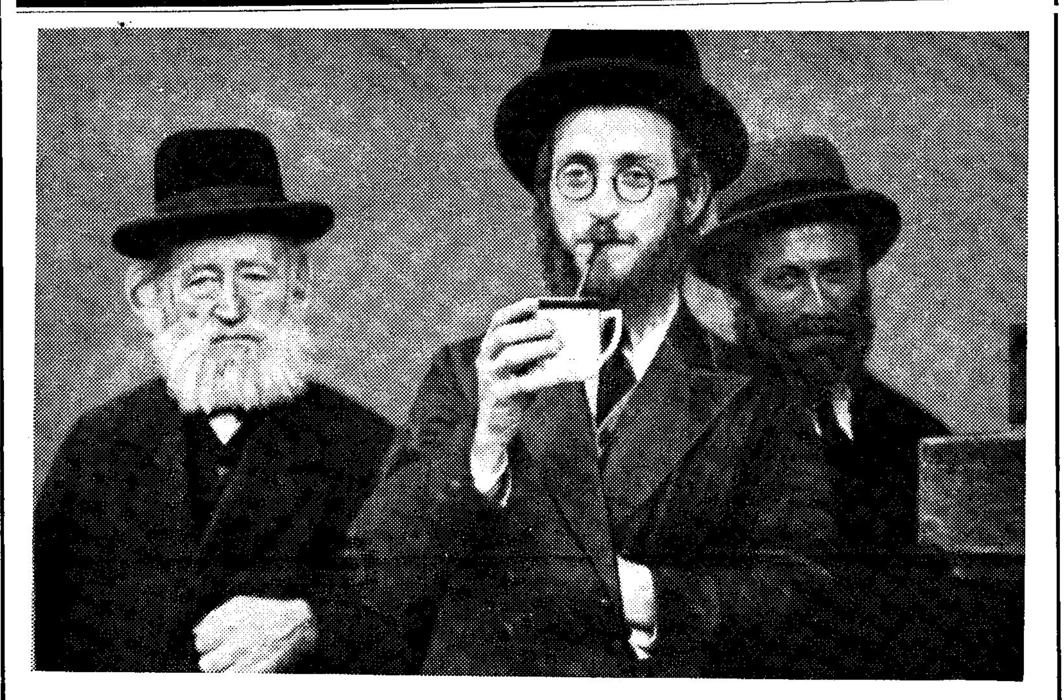
In dieser Zeit rang Schinderhannes sich zu seinem eigentlichen Ziel, zu seiner eigentlichen Aufgabe durch: er wollte sein **e i n R e b e l l w i d e r f r a n z ö s i s c h e F r e m d h e r r s c h a f t , e i n R e b e l l w i d e r v e r s k l a v e n d e G e l d h e r r s c h a f t !**

Nach seiner Flucht aus Simmern und nach seiner Genesung tritt er als Herr und Usurpator auf, er organisiert seine eigene Bande, er hat bestimmte Ziele und fängt an, planvoll einen Kleinkrieg zu inszenieren.

Wie er seine Tätigkeit von nun an auffaßt, spiegelt sich am deutlichsten an einem Ausspruch, der in jene Zeit nach Simmern fällt und der also lautet:

„W i r s i n d e i n W e r k z e u g i n d e r H a n d d e r V o r s e h u n g , G o t t h a t u n s e r w e c k t u n d g e s a n d t , u m d i e G e i z i g e n u n d R e i c h e n s o w i e d i e V e r r ä t e r u n d U n t e r d r ü c k e r z u z ü c h t i g e n . W i r s i n d e i n e L a n d p l a g e w i e j e d e a n d e r e , d i e v o n i h m k o m m t ! S o i s t ' s !"

(Fortsetzung folgt.)



Stürmer-Archiv

Aus vergangener Zeit

So sah man sie in deutschen Bädern herumfaulenzen und frech auf die schaffenden (Goiim) Nichtjuden herabschauen

Verlag Der Stürmer, Nürnberg. Verantwortlicher Schriftleiter: Erwin Jelinek, Verlagsleiter und verantwortlich für Anzeigen: Wilhelm Fischer, Nürnberg. — Druck: Fr. Monninger (S. Liebel), Nürnberg. — Z. Zt. ist Preisliste Nr. 7 gültig.

Rheumatismus ist keine Alterserscheinung.

Man hört oft die Meinung, daß die meisten Menschen in einem gewissen Alter besonders unter rheumatischen Erkrankungen zu leiden hätten. Manche sind sogar der Ansicht, daß in solchen Fällen wenig Aussicht auf Heilung bestände. Beides ist aber falsch. Rheuma-Leiden treten in allen Altersstufen auf; wenn ältere Menschen mehr darunter zu leiden haben, so hat das seinen einfachen Grund darin, daß zu häufig leichte Rheumaschmerzen in jüngeren Jahren nicht ernst genommen werden und daß man nicht rechtzeitig die Krankheit gründlich bekämpft. Die Versuchung liegt ja auch sehr nahe, die auftretenden Schmerzen zu betäuben — man glaubt dann gewöhnlich, daß mit den Schmerzen auch die Krankheitsursachen verschwänden. Und die Folge ist dann, daß aus der vorübergehenden (akuten) Erkrankung eine dauernde (chronische) wird, die um so schwerer zu heilen ist, je länger sie sich im Körper eingenistet hat. Es gibt ein einfaches und bequemes Mittel, alle rheumatischen Erkrankungen wirksam und dauernd zu bekämpfen; es hat sich — auch in unzähligen veralteten Fällen — seit mehr als dreißig Jahren immer wieder glänzend bewährt und es hat vielen Tausenden segensreiche Hilfe geleistet, wie die täglich eingehenden dankerfüllten Briefe beweisen. Dieses Mittel heißt Gichtosint. Es ist preiswert im Gebrauch und frei von allen schädlichen Nebenwirkungen. Lesen Sie als Beispiel nur einen der zahlreichen Dankbriefe aus der letzten Zeit:

„Kann Ihnen heute versichern, ich spüre nichts mehr von Rheuma; es kann nur Ihr Gichtosint geholfen haben, was mich von meinem Leiden befreit hat, denn ich habe sonst nichts unternommen. Bin gesund und munter und 68 Jahre alt. Kann jedem Rheuma-Leidenden nur Gichtosint empfehlen. Leipzig O. 27, Ferdinand Hoststraße 2/II, 16. Februar 1941. Rudolf Täschner, Schlosser.

Wenn Sie sich eingehender über Rheuma, Hexenschuß, Ischias und Gicht und über die Heilung dieser Krankheiten unterrichten wollen, so schreiben Sie Ihre Adresse an die Firma Max Dultz, Abt. Gichtosint, Berlin 656, Friedrichstraße 19. Sie erhalten dann sofort kostenlos die 24 Seiten starke, gründliche Druckschrift „Aufklärung für Leidende", die bestimmt wertvoll für Sie ist.

Gichtosint ist in allen Apotheken zu haben.



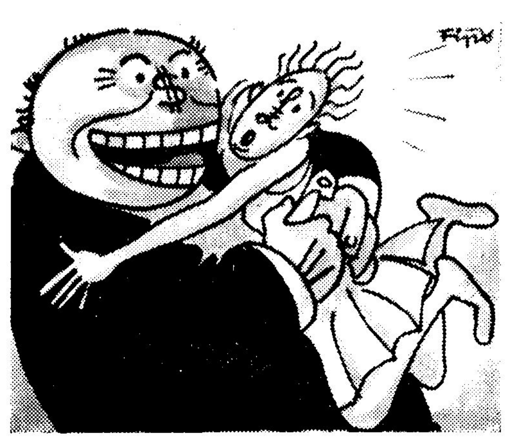
Die falsche Rechnung

Umsonst, die Rechnung geht nicht auf.
Die Kriegsverbrecher zahlen drauf.
Das Defizit wird immer größer,
Die Rechenkünstler stets nervöser.
Das kündigt sich in Bälde an.



Plutokratenkater

Wer Sorgen hat, hat auch Likör, wer viele hat, der säuft noch mehr.
Kohn Bull ließ sich vom Blutrausch packen und hat den Kater jetzt im Nacken.



Der Dollar und das Pfund

Die Liebe scheint sehr unwahrscheinlich,
Des Pfundes Lage mehr als peinlich.
An sich zieht es der Dollarmann,
Daß er es besser fressen kann.



Aus der hintersten Mottenkiste

Verrostete Scharniere,
Verstaubte Hetzpapiere.
Und trotzdem holt man sie heraus,
Macht neue Sensation daraus.



Amerikas Kriegshetzer

Der Geldsack nimmt das Maul gar voll,
Gebärdet drüben sich wie toll.
Was schiert es schon die Juden,
Müßt sich das Volk verbluten.
Sie kriegen Dividende
Und kämpfen um Prozente.



Marathonlauf

Der Jude kann sich kaum verschnaufen,
So muß er rennen, muß er laufen.
Die Achsenpolitik der Welt
Ihn ständig in Bewegung hält.



Kriegsgewinnler — Kriegsverlängerer

Das Hauptgeschäft ist Haß und Groll,
Der Krieg speit uns die Säcke voll.
Und sterben ganze Völker — nebbich,
Uns Juden ist kein Geld zu dreckig.